

Die Verstrahlten

Sie haben Fukushima überlebt. Doch viele verheimlichen ihre Herkunft. Den Menschen aus der Sperrzone begegnet Japan auch noch fünf Jahre nach der Atomkatastrophe mit Angst und Misstrauen. **Von Felix Lill**



Beamte des Distrikts Fukushima bei einer Besichtigung der Sperrzone: «Man sieht uns wie Untote an.» (17. März 2016)



KYODO / MAXPPP / KEystone

Wenn Yuuya Kamoshita von Fukushima berichtet, spricht er fast nur in der Vergangenheitsform. «Die Früchte schmeckten so gut.» «Nie musste ich Fisch kaufen. Ich fischte selbst.» «Unser Haus war viel grösser als das heute.» Der Familienvater blickt dabei auf den Boden. Er hat es sich ja nicht ausgesucht.

Die kurze Version seiner Geschichte erzählt er so: «Das Erdbeben und den Tsunami hatten wir noch überdauert, unser Haus war ja nicht beschädigt. Aber als die Kernschmelzen begannen, bekamen wir Angst. Wir packten Klamotten und Proviant für einen Tag und fuhren zu den Eltern meiner Frau nach Yokohama.»

Die Kamoshitas dachten, es sei nur ein kurzer Trip. Nun sind fünf Jahre vergangen, und das Haus in Iwaki, einer Stadt 40 Kilometer südlich des havarierten Atomkraftwerks Fukushima Daiichi, steht noch immer leer. Ein Käufer dafür findet sich nicht. Zu viel hat sich verändert, seit Japan am 11. März 2011 zuerst von einem Erdbeben der Stärke 9,0 erschüttert, dann von einem bis zu 20 Meter hohen Tsunami überschwemmt und einen Tag später auch noch von drei atomaren Kernschmelzen in Schrecken versetzt wurde.

Keinen einzigen Todesfall

Keine Naturkatastrophe in der Geschichte des Landes hatte schwerere Folgen. 300 000 Menschen mussten evakuiert werden, fast 100 000 leben weiterhin fern von ihrer Heimat. Erdbeben und Tsunami forderten an die 20 000 Tote. Das Atomunglück hat offiziell keinen einzigen Menschen getötet. Indirekt durch den GAU erklärte Todesfälle aber, wie depressionsbedingte Selbstmorde oder Folgen von Evakuierungen, zählt die Regierung gut 2000.

Und dann sind da Menschen wie Yuuya Kamoshita, seine Frau und die zwei Kinder. Sie könnten sich glücklich schätzen, mit dem Leben davon gekommen zu sein. Aber nach einigen Tagen merkten sie, dass die Katastrophe auch ihre alten Leben hatte verschwinden lassen. «Man sieht uns wie Untote an», flüstert Kamoshita. In einem Café im Zentrum Tokios, leise Jazzmusik, Kamoshita sitzt mit dem

Rücken zur Wand. «Ich hatte Glück, in Tokio schnell einen neuen Job als Uni-versitätsdozent zu finden», sagt er. «Aber Freunde habe ich hier keine.» Einige Male erlebte Yuuya Kamoshita, wie neue Bekannte zurückschreckten, als herauskam, dass er ein Strahlungsflüchtling aus Fukushima ist. «Die Menschen haben Angst vor der Strahlung.» Jetzt meidet er soziale Anlässe. Seiner Frau geht es genauso. Der ältere Sohn wechselte schon die Schule, weil er gehänselt wurde.

Die Nuklearkatastrophe hat eine neue Schicht geschaffen. Menschen, die aus Angst vor Diskriminierung ihre Herkunft verheimlichen und sich so selbst zu Aussenseitern machen. Diese Evakuierten haben sich zu einem Bund zusammengeschlossen, Hidanren, auf Deutsch: Vereinigung der Opfer. Dort schätzt man, dass 90 Prozent der Menschen an ihren neuen Wohnorten ihre Biografie umgeschrieben haben. Yuuya Kamoshita murmelt: «Zu zweit gehe ich nur noch mit meiner Frau in Cafés.» An der Uni wissen weder die Studenten des Biologen noch die meisten Kollegen, dass der gebürtige Tokioter 15 Jahre lang in Fukushima lebte. «Es würde alles nur schwieriger machen.»

In Japan kennt man dieses Problem schon länger. Hibakusha nannte man nach Ende des Zweiten Weltkrieges die Überlebenden der Atombomben von Hiroshima und Nagasaki. Die Unbetroffenen mieden die Hibakusha, diese neue Schicht, die oft keine Jobs und keine Partner fanden, sofern ihre Lebensgeschichte bekannt war. Viele zogen in andere Städte, verschwiegen dort ihre Erlebnisse, nahmen ihr Geheimnis mit ins Grab.

Angst als Begleiter

In Hiroshima und Nagasaki ist die Sache der Hibakusha längst ein Forschungsfeld. Seit dem GAU vor fünf Jahren unterhält auch die Universität Fukushima ein neues Institut. Es liegt im Zentrum von Fukushima-City, 80 Kilometer westlich der Atomruine, die noch immer Radioaktivität abstrahlt. Fukushima-City wurde nie evakuiert. Böse Zungen vermuten eine logistische Abwägung: Gerade ausserhalb des 30-Kilometer-Radius des Kraftwerks, innerhalb dessen zwangsevakuert wurde, liegen mit Fukushima-City, Koriyama und Iwaki drei Grossstädte, die gemeinsam eine Million Einwohner zählen. Dieser Anzahl von Menschen ein neues Zuhause zu bieten, wäre noch viel schwieriger geworden, als es für die zeitweise 300 000 Umgesiedelten ohnehin schon war und ist.

So ist auch in Fukushima-City, der Hauptstadt der Präfektur, Angst ein häufiger Begleiter. Forscher wollen helfen, zumindest die aus wissenschaftlicher Sicht überzogenen Sorgen zu lindern. In einem tiefen Sessel sitzt Sura Nakata, die Leiterin des Uni-Instituts für die Erholung von der Katastrophe. «Von den Erfahrungen aus Hiroshima und Nagasaki könnten

Noch vierzig Jahre

Zum fünften Jahrestag der Katastrophe informierte Tokyo Electric Power, die Betreiberfirma von Fukushima, über den Stand der Rückbauarbeiten. Im besten Fall wird die endgültige Stilllegung des Atomkraftwerks demnach noch vierzig Jahre dauern. Probleme bereitet der Umstand, dass noch immer Brennstäbe gekühlt werden müssen, was grosse Mengen an radioaktivem Wasser produziert, und dass grosse Teile der Anlage stark kontaminiert sind. Für den Rückbau sollen daher auch Roboter zum Einsatz kommen. Auch bei einer kontrollierten Stilllegung eines Atomkraftwerks dauert es zwanzig Jahre, bis das Gelände wieder anderswie genutzt werden kann.

wir viel lernen», sagt die ruhige Frau im schwarzen Kostüm. «Wir suchen hier nach Wegen, den Menschen beizubringen, was Strahlung bedeutet und warum die betroffenen Menschen nicht ausgegrenzt werden sollten.»

Einfach ist das nicht. Die Fernsehbilder aus Fukushima sind nicht selten sensationalistisch, die überlieferten Geschichten aus Hiroshima und Nagasaki tragisch. Und sie stören die harmonische Ruhe des Alltags, auf die man in Japan grossen Wert legt.

Was bedeutet das überhaupt, Hibakusha? «Menschen, die Strahlung ausgesetzt wurden, bekommen nicht automatisch Krebs oder werden krank», sagt Sura Nakata, die Institutsleiterin. «Das müssen wir den jungen Menschen beibringen, damit sich das Bild nicht weiter reproduziert. Diese müssen aber auch wissen, dass das Krankheitsrisiko bei Radioaktivität sehr individuell ausgeprägt ist. Einige Menschen können bei geringer Strahlung krank werden, anderen tun höhere Werte nichts. Und Menschen sind nicht automatisch in Gefahr, wenn sie jemandem gegenüberstehen, der Strahlung ausgesetzt war.»

Eine Tür weiter von Sura Nakata sitzen Nobuyo und Yasuo Goto. Das Politologen-Ehepaar setzt sich am Institut mit der politischen und wirtschaftlichen Bedeutung des Desasters auseinander. Der Zusammenhang mit den Tragödien von Hiroshima und Nagasaki steht für sie ausser Frage. Yasuo Goto, graue Haare, schmale Brille und schwarzer Cordanzug, zeichnet die Silhouette eines Atompilzes in die Luft. «Als über diesem Land 1945 die beiden Atombomben explodierten, wurde das Ende des japanischen Imperialismus markiert.» Jahrzehntlang hatte das Kaiserreich Nachbarn und ferne Länder im Pazifik unterjocht, irgendwann geriet der Expansionismus an seine Grenzen. Von der ebenso brutalen Siegermacht USA wurde Japan zu einem pazifistischen Neuanfang gezwungen, verbot sich per Verfassung die Kriegsführung und brachte es auch ohne Waffeneinsatz zu Wohlstand.

«Und jetzt?» Goto fährt mit flacher Hand schräg nach oben, wie auf einem Chart steigender Börsenkurse. «Jetzt ist die Wachstumsideologie an Grenzen gestossen. Jahrzehntlang haben wir gedacht, Wirtschaftswachstum würde alle unsere Probleme lösen.» Die Atomkraft stehe wie keine andere Branche für den Glauben an einen endlosen Aufwärtstrend. «Billige Energie erhöht die Gewinne, die meisten grossen Unternehmen befürworten deshalb die Atomkraft. Aber der unermessliche Schaden von Grosskatastrophen wird dabei nicht einkalkuliert», sagt Goto. Seine Frau nickt. Die meisten Unterhaltungen des Ehepaars drehen sich dieser Tage nicht um Haushalt oder Urlaub, sondern um Politik und Wirtschaft.

Anders als nach 1945, als Japans Neuanfang massgeblich durch die USA bestimmt wurde, hat das Land

heute keinen überlegenen Gegner, der die neue Richtung vorgeben könnte. Im Japan nach Fukushima weiss man nicht mehr, was der beste Weg ist. Kritische Intellektuelle wie die Gotos fordern den Atomausstieg und eine Gesellschaft, die weniger auf Wachstum setzt.

Die Regierung um den rechtskonservativen Premierminister Shinzo Abe sieht in Fukushima aber menschliches Versagen, kein systemisches. Im vergangenen Sommer fuhren nach drei Jahren Stilllegung die ersten beiden Atomreaktoren wieder hoch, Anfang 2016 folgte der dritte. Gleichzeitig fördert die Regierung erneuerbare Energien, auch weil die Mehrheit der Bevölkerung mittlerweile gegen die Atomkraft ist.

Vertrauen erschüttert

Es soll jetzt alles so weitergehen wie vor der Katastrophe. Aber wie genau, das weiss man nicht. Gerade die sozialen Folgen der Katastrophe kehrt man lieber unter den Teppich, schliesslich dokumentieren sie auch ein Versagen im Umgang mit Sicherheitsbestimmungen, zu enge Verbindungen zwischen Politik und Wirtschaft sowie ein lückenhaftes Krisenmanagement. Das Vertrauen in die Politik, das zeigen Umfragen immer wieder, ist seit der Katastrophe von Fukushima erschüttert. Und diejenigen, die heute wohl am meisten unter deren Folgen zu leiden haben, erteilen den Entscheidungsträgern die deutlichste Absage.

Eine Autostunde von Fukushima-City entfernt besät Miyoko Watanabe mit gebücktem Rücken das Feld vor ihrem Haus. Sie baut Kohl an, wie früher schon, bevor sie aus ihrem Heimatdorf evakuiert wurde. Mit einer schmalen Entschädigungszahlung der Regierung, rund 15 000 Franken, und ihren eigenen Ersparnissen baute sie sich ein neues Haus.

Es liegt in Tamura, einer nahen, bergigen Kleinstadt, 50 Kilometer von der Atomruine entfernt. Tamura selbst wurde erst vor kurzem nach schweren Dekontaminierungsarbeiten zur Rücksiedlung freigegeben. Trotzdem ist Miyoko Watanabe, deren Heimatdorf bis heute evakuiert bleibt, in Tamura eine Aussenseiterin. «Die Leute sagten, der Strahlenschmutz solle dort bleiben, wo es schmutzig sei. Sie meinten mich.»

In den Augen der Grossmutter Miyoko Watanabe sind die Regierung und der Kraftwerksbetreiber Tepco nicht nur am Ausbruch der Krise

«Die Leute sagten, der Strahlenschutz solle dort bleiben, wo es schmutzig sei. Sie meinten mich.»



FELIX LILL

klimpert die loungige Klaviermelodie eine Idee zu leise, um das Wohlgefühl vor der Wut, die draussen durch ein Megafon scheppert, zu schützen. Die meisten Gäste ignorieren es, lesen weiter ihre Bücher, trinken ihren Matchatee. «Niemand darf vergessen!» Die Stimme wird lauter, aggressiver. Sie beisst. Hinter der Fensterscheibe, die das Café der Nationalbibliothek vom Hibiya-Park im Tokioter Stadtzentrum trennt, marschiert eine skandierende Herde voran. «Ende der Atomkraft» fordert eines der vielen Schilder. «Für den Frieden unserer Kinder» ein anderes. Keiner der Gäste dreht sich um und schaut nach draussen.

Unbequeme Typen

Weil sie es schon gewohnt sind? Weil sie es nicht mehr hören wollen? Draussen versammeln sich die unbequemen Typen am Rande des Parks und rufen weiter in die Stadtluft. «Niemand darf vergessen!» 800 sind gekommen, viele von ihnen nahmen am Morgen den Bus aus Fukushima, um im politischen Zentrum Japans auf sich aufmerksam zu machen.

Hier, wo das Leben so unverschämt normal geblieben ist. Hier wo die Luft sauber ist, wo das Transportsystem funktioniert und die Menschen sich nicht um Mikrosievert oder Becquerel, diese abstrakten Einheiten, in denen radioaktive Strahlung gemessen wird, sorgen müssen. Hidanren, die Opfervereinigung, hat den Protestmarsch organisiert. Die Demonstranten fordern bestenfalls einen politischen Wandel, möglichst eine Entschädigung. Mindestens aber Verständnis für ihre Lebenslage.

Egal, in welchem Teil des Landes die Evakuierten aus Fukushima gelandet sind: Ihr Stand ist schwer. Ähnlich schwer, wie der Präfektur Fukushima die ökonomische Erholung fällt. Diejenigen, die in die evakuierten Gebiete irgendwann zurückziehen wollen, sind vor allem ältere Menschen. An Investoren, Betrieben, jungen Menschen mangelt es. Und viele werden nie zurückkommen. So wie Yuuya Kamoshita. Auch er hat den Protestmarsch mitgemacht, wohlwissend, dass er von Arbeitskollegen gesehen werden könnte. Aber die Sache ist ihm wichtig, sie ist ja sein Leben. «Seit unserer Flucht bin ich nur alle paar Monate einmal im alten Haus, um noch Dinge zu holen», sagt der Familienvater. «Aber unser Leben in Fukushima ist vorbei.» Bald muss Yuuya Kamoshita aus einem anderen Grund wieder hin. Da die Regierung den Ort für bewohnbar erklärt hat, trotz den hohen Strahlungswerten, die er und andere dort gemessen haben, wurden neben Yuuya Kamoshitas Haus temporäre Unterkünfte gebaut. Dort leben jetzt Zwangsevakuierete aus unmittelbarer Nähe zum havarierten Kraftwerk. Und als Grundstückseigentümer muss man den Gehweg fegen. Für die gute Nachbarschaft.

schuld, sondern auch am Stigma von Menschen in ihrer Situation. «Von Anfang an sagten die immer, alles sei nicht so schlimm. Aber dann kam jedes Mal ans Licht, dass in Wahrheit alles noch viel schlimmer war als das, was sie bestritten hatten.»

Nach den Kernschmelzen setzte die Regierung zuerst zu kleine Evakuierungszonen an, in Miyoko Watanabes Dorf lebte man noch wochenlang inmitten eines Strahlennests, ehe auch dort umgesiedelt wurde. Tepco behauptete lange Zeit, das Kraftwerk sei binnen einiger Monate wieder unter Kontrolle. Nach und nach kam heraus, dass täglich Radioaktivität ins Grundwasser und in die Luft gelangen. Dem Ruf von Fukushima und seinen Menschen hat die Verharmlosungstaktik geschadet. Vielleicht für immer.

Als Miyoko Watanabe ihre Heimat verlassen musste, reiste sie zuerst gemeinsam mit ihrer damals 10-monatigen Enkelin nach Hiroshima, um sich über die Bedeutung radioaktiver Strahlung zu informieren. «Ich traute den Angaben der Regierung nicht. Die sagten ja weiterhin, es gebe keine Probleme.» Miyoko Watanabe besuchte die Ausstellung über Radioaktivität in Hiroshimas

Friedensmuseum und hörte die Zeugnisse der Hibakusha der Atombomben an. «Das bereitete mich darauf vor, was kommen könnte», sagt sie heute. Zurück in Fukushima, lief sie mit einem Geigerzähler durch die Dörfer ihrer Nachbarschaft, um ihre eigenen Messungen zu machen, weil sie der Regierung auch darin nicht traute.

Gemüsefeld mit Kohl

Ihr heutiges Grundstück war auch deshalb günstig zu haben, weil es von hier zu den verstrahlten Gebieten nicht weit ist. Das Gemüsefeld mit dem Kohl liegt direkt vor einem Berg, der Tamura vor der Radioaktivität in anderen Orten beschützt. Ob sie Angst hat? «Nicht mehr um mich selbst. Ich will meine Geschichte auch nicht mehr verstellen, um anderen zu gefallen», sagt sie mit Stolz in ihrer Stimme. Sie sei zu alt. Wenn sie dadurch gemieden werde, sei Miyoko Watanabe das egal. «Aber um meine Enkelin mache ich mir Sorgen. Ich hoffe, dass sie viele Freunde findet. Aber es kann sein, dass sie es nicht leicht haben wird.»

Zurück in Tokio. An einem Mittwochnachmittag wird der Frieden durch eine grelle, kreischende Frauenstimme gestört. In einem Café

Evakuierte Miyoko Watanabe: «Um meine Enkelin mache ich mir Sorgen. Es kann sein, dass sie es nicht leicht haben wird.»